

Lilo Rombach

**»Liebster Fabian,
deine Mutter ist sehr krank ...«**

Eine außergewöhnliche Familienbiografie



Der PARANUS-Verlag ist integrierter Bestandteil der gemeinnützigen
Brücke Neumünster gGmbH.

An Redaktion, Herstellung, Werbung und Vertrieb unserer Bücher und
Zeitschriften sind alle Betriebsangehörigen – Lektoren, Teilnehmerinnen
und Teilnehmer der Einrichtung, Setzerinnen, Drucker und Betreuende –
gemeinschaftlich beteiligt.

Wir danken herzlich allen Menschen und Institutionen, die im Förderkreis
PARANUS-Verlag unsere Arbeit unterstützen.

Zur Wahrung der Anonymität wurden in diesem Buch die Namen der
Beteiligten und der Orte – falls nötig – verändert.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 Paranus Verlag der Brücke Neumünster gGmbH

Postfach 1264, 24502 Neumünster

Telefon (04321) 2004-500, Telefax (04321) 2004-411

www.paranus.de

Lektorat: Hartwig Hansen, Hamburg

Umschlaggestaltung: druckwerk der Brücke Neumünster gGmbH

unter Verwendung einer Grafik von Ralf Schuchmann, Hainburg

Druck und Bindung: druckwerk der Brücke Neumünster gGmbH

ISBN 978-3-940636-11-9

Lilo Rombach, im Oktober 1939 geboren. Kriegs- und Nachkriegswirren bewusst miterlebt. Existenzkampf der Eltern. Nach mittlerer Reife schon ab dem 20. Lebensjahr in verantwortungsvollen Tätigkeiten (englische Stenografie, Übersetzerin) bei amerikanischen Anwälten und Konzernen. Immer Wunsch, Hausfrau zu sein und Kinder zu haben. 1964 Heirat, 1974 Scheidung. Einzige Tochter litt sehr unter Scheidung.

Insgesamt 42 Jahre berufstätig, 20 Jahre intensiv um Mutter gekümmert. Die letzten zehn Jahre ihres Arbeitslebens bei Privatbank. Mit Eintritt dort setzte die schwere Erkrankung ihrer einzigen Tochter ein. Im Jahr 1997 in Rente, PC gekauft und bald danach dieses Buch begonnen. Es war ihr ein großes Bedürfnis, ihrem Enkel die Geschichte seiner Mutter (und indirekt auch ihre) aufzuschreiben.

Inhalt

Prolog	7
Teil 1	
Jugend, Ehe und Scheidung deiner Oma und Geburt deiner Mama Julia	9
Teil 2	
Kinder- und Jugendjahre deiner Mama Julia	30
Teil 3	
Krankheit deiner Mama, deine Geburt und deine ersten beiden Lebensjahre	45
Jetzt ist es also so weit	57
»Bitte seien Sie nett zu ihr!«	68
»Sie sind der erste Mensch, der mir geholfen hat ...«	88
Das Jahr 1996 – dein Jahr!	96
Die Nachricht	99
Ein unvergesslicher, schrecklicher Tag – Julias 29. Geburtstag	101
Das schönste Baby der Welt	130
... so scharf ist der Schmerz	140
Die Eskalation	143
Das Gutachten	149
»Sorgen Sie weiter für sie!«	162
»Sie ist ohne Schwierigkeiten mitgegangen ...«	168
»Du nimmst mir mein Kind weg, du Drecksau ...«	171
»Ruhe«stand	173
1998 – Neuer Schmerz, kleine Glücksmomente und Erfolge	177
Das Fest des Jahres – Jedes Kind braucht einen Engel	180
Epilog im April 2010	186

Jetzt ist es also so weit

Eines Abends gegen 22.00 Uhr rief Michael an, ich solle Julia bitte sofort abholen. Er hatte genug! Ich lud ihre wenigen noch übrig gebliebenen Habseligkeiten in fünf Plastiktüten in mein kleines Auto und hielt unterwegs bei einem Türken, um ihr einen Döner zu kaufen, den sie zur Hälfte gierig im Auto verschlang, dann konnte sie nicht mehr weiter essen, sie war total ausgehungert, aber ihr Magen war geschrumpft.

Bei Gericht wurde ich befragt, ob ich bereit sei, die Pflegschaft für Julia zu übernehmen – es gäbe leider wenig ehrenamtliche Personen, die dazu bereit wären. Natürlich würde ich das, sie ist ja mein Kind. Daraufhin wurde ich zu Hause besucht, um festzustellen, ob ich geeignet sei. Der Papierkrieg dauerte schrecklich lange Monate, es war mittlerweile das Jahr 1990 angebrochen. Diese Pflegschaft (heute nennt man es Betreuung) gab mir einige Rechte, u.a. auch, die Einweisung zu beantragen. Ich erhielt einen Termin vom Richter, der bei uns einen Hausbesuch machen wollte. Julia durfte davon nichts wissen, sie wäre sonst geflohen. Meine Mutter war an diesem Tag auch bei uns. Julia schlief noch in ihrem Zimmer, vor dem sich der Balkon mit dem großen Aluminium-Fensterladen befand. Ich entfernte die Kurbel, denn Julia hätte durch das Fenster ihres Zimmers auf den Balkon und von dort (Hochparterre) in die Freiheit gelangen können. Auch die Tür zum Flur hatten wir abgeschlossen. Man muss sich vorstellen, das eigene, viele Jahre gesunde Kind, wie ein Tier einzusperren. Mit hochroten Köpfen vor Aufregung und Herzklopfen im Hals saßen meine Mutter und ich im Wohnzimmer, bis der Richter kam. Er sprach mit Julia alleine und als er aus dem Zimmer kam (sie hatte ihm sofort vertraut und, wie er mir später sagte, hatte ihn sein »Verrat« sehr belastet), schüttelte er traurig den Kopf über so viel Verwirrtheit eines so schönen Mädchens, sie hatte unzusammenhängende Sätze gesprochen mit wahnwitzigen Ideen. Er versicherte uns, er würde sich um alles kümmern und die Einweisung noch am gleichen Tage veranlassen. (Ich war ihm unbeschreiblich dankbar und schrieb ihm viel später einen Brief, dass er sich keine Vorwürfe machen müsse, denn für Julia sei die Einweisung ein Glück gewesen. Jahre später sah ich ihn auf einem Fest der Klinik, er wollte seine Versetzung – immer

könne man das nicht ertragen!) Es verging mindestens noch eine aufregende Stunde, in der wir befürchteten, Julia würde doch noch weglaufen, bis ein Rote-Kreuz-Wagen kam. Die zwei Helfer kamen herein und als Julia sie sah, sagte sie nur: »*Jetzt ist es also so weit.*« Es gibt Sätze, die man nie vergisst. Es war in der Umgebung nichts frei gewesen, sie wurde nach Nebenstadt gebracht. Ich durfte im Krankenwagen mitfahren. Ihr Gesicht war rot vor Aufregung und sie plapperte die ganze Zeit.

Zum ersten (und leider nicht letzten) Mal betrat ich eine Psychiatrische Klinik, ein altes Gebäude in Nebenstadt. Wir klingelten an einer schweren Eisentür (ein Regenbogen war darauf gemalt), die mit Schlüssel geöffnet wurde und krachend hinter uns ins Schloss fiel. Ich war noch dabei, während die Ärztin mit Julia sprach. Julia wehrte sich stundenlang gegen die Medikamente, die sie sich nicht verabreichen lassen wollte. Nachdem die Aufnahmeformalitäten erledigt waren, musste ich sehen, wie ich nach Hause kam. Ich war so erledigt und verzweifelt, dass ich nicht mehr zum Bahnhof laufen konnte. Nach zwei Jahren größter Wirren und Schrecken sollte Julia endlich eine Behandlung zuteil werden. Vor Augen noch das Bild, wie ich sie zurücklassen musste, stand ich nur da, mit zitternden Knien, unfähig, eine Richtung einzuschlagen oder eine Entscheidung zu treffen. Endlich riss ich mich zusammen und rief vom Pförtner aus Oma an, um ihr zu sagen, dass Julia angekommen war. Sie riet mir, ein Taxi anzurufen, sie würde es bezahlen, was ich dann tat.

Julia bekam Haldol Depotspritzen und Tavor und Truxal zum Beruhigen. Sie war bereits nach vierzehn Tagen geistig nicht wiederzuerkennen, die Verwirrung war verschwunden, aber körperlich war sie sehr schwach. Ich bekam niemals ein Einzelgespräch mit einem Arzt, wie ich es gewünscht hatte.

Während dieser Zeit und in allen Jahren danach hatte ich das Gefühl, ich sei selbst schizophren geworden, denn morgens erschien ich freundlich lächelnd im Büro, lachte auch fröhlich über die Witze meiner Kollegen und verrichtete meine Arbeit, als sei nichts geschehen. Niemand wusste etwas von Julias schwerem Schicksal. Ich führte zwei Leben, vor allem konnte ich die kleinen Streitigkeiten und lächerlichen Zwigigkeiten vieler Mitmenschen

nicht mehr verstehen – irgendwie stehe ich seitdem außerhalb der Gesellschaft, ich lebe in einer anderen Dimension. Was ich auch tue, es gelingt nie, ganz abzuschalten, der Schmerz ist immer da.

Julias Einweisung war zunächst auf drei Monate befristet, das heißt, sie verbrachte ihren 23. Geburtstag in der Klinik! Unbeschreiblich traurig. Wir brachten Torte für alle mit, aber das änderte nichts an Julias und auch unserer Niedergeschlagenheit. Wenn ich Julia besuchte, war es wie ein Albtraum. Von überall her kamen die jungen und älteren Frauen auf mich zu (abgesehen davon, dass man von allen nach Zigaretten angebettelt wurde) und drückten und umarmten mich (die Sehnsucht nach Wärme und Berührung war groß, aber ich war selbst so ausgelaugt) und wollten mir ihre Geschichte erzählen. Viele waren sehr fett, sabbernd und unappetitlich, besonders auch, wenn sie älter waren und keine Verwandten mehr hatten, die ihre Kleidung besorgten oder sich um ihre Wäsche kümmerten (neue Ängste, wenn ich daran dachte!). Es gab aber auch junge, hübsche Mädchen und Männer mit tragischen, tief depressiven Gesichtern. Ein großer Teil war schon jahrelang immer wieder hier, die sogenannten Drehtürpatienten. Julia hielt sich dann still im Hintergrund, wie es so ihre Art ist, und ich musste mich regelrecht zu ihr durchkämpfen, mit ihr in den Garten fliehen, um mit ihr etwas alleine sein zu können. Als Oma und ich uns einmal von Julia verabschiedeten, warf sie sich auf den Fußboden und schrie und weinte: *»Ihr könnt mich doch nicht hier lassen.«* Ein Pfleger versuchte, sie zu beruhigen. Es ist ein unvorstellbares Leid. Es ist ein Leben, von dessen Schwere und Tragik die meisten Menschen nicht einmal etwas ahnen – sonst würde es wohl nicht all die verletzenden Witze über *»Irre«* geben; niemand kann sich vorstellen, wie oft man dadurch schmerzlich an diese schlimme Krankheit erinnert wird.

... in diesem Stadium der Behandlung muss der Therapeut das anpacken, was allen anderen außer dem Patienten als Produkte von dessen Phantasie oder Einbildungskraft erscheint. Das bedeutet nun wirklich, das Kernstück der Schizophrenie anzugreifen. Wie überzeugt man einen Patienten, dass die Stimmen, die er hört, keine wirklichen Stimmen sind, sondern dass sie nur

von ihm gehört werden, in seinem Inneren? Wie überzeugt man ihn, dass die Dinge, die er sieht, nicht wirklich da sind, sondern nur vor seinem inneren Auge ablaufen? Wie überzeugt man ihn, dass ihn die Menschen nicht auslachen oder hinter seinem Rücken über ihn reden oder gegen ihn Komplote schmieden? Der Patient ist wie ein Träumender. Der Träumende glaubt, dass der Traum wirklich ist, bis er aufwacht oder im Begriff ist aufzuwachen und zu vermuten beginnt, dass das, was er erlebt, nur ein Traum ist. Wie weckt man einen Schizophrenen aus dem Traum auf, in dem er lebt, wenn er wach ist?

Zunächst möchte ich einiges klarstellen. Ich habe etwas gesagt, das in gewisser Hinsicht unzutreffend ist, nämlich, dass der Traum nicht Realität sei. Er ist Realität. Träume sind ein Teil unseres Lebens. Außerdem hat der Traum, wie Freud als Erster wissenschaftlich fundiert nachwies, obwohl er weitgehend unreal ist, eine Basis im Leben des Träumenden oder eine Bedeutung, die sich nur in einer entstellten Weise offenbart, eine Weise, die man als symbolisch, fiktiv und in einem Geheimcode verborgen bezeichnen könnte. Dasselbe ließe sich über schizophrene Symptome sagen. Wir haben bereits erwähnt, dass Carl G. Jung der erste Psychiater war, der erklärte, ein Schizophrener handle im Leben so wie ein Träumender in seinem Traum. (...) Carl G. Jung, der große Schweizer Psychoanalytiker, der sich später von Freud trennte, sagte sehr zutreffend, wenn ein Träumender in seinem wachen Leben so handelte und dächte wie in seinen Träumen, dann wäre er schizophren. (Silvano Arieti)

Beim nächsten Gespräch war Julia geistig zwar schon wieder ganz klar, es war einfach unglaublich, aber die Medikamente verursachten große körperliche Nebenwirkungen, auch Steifheit der Motorik, das heißt, sie hatte roboterhafte Bewegungen. Bei Gesprächen mit den Ärzten, meiner Mutter und mir konnte sie nicht still sitzen, sie lief die ganze Zeit in dem kleinen Raum auf und ab. Sie lag auch einmal apathisch mit Magenschmerzen im Bett und Oma massierte ihr die Füße, was ihr sehr gut tat. Einmal war ihr Oma näher, ein anderes Mal ich – sie konnte uns nicht gleichzeitig lieb haben.

Julia hatte sich äußerlich verändert, etwa zehn Kilo zugenommen. Das Schlimme an den Medikamenten – auch von den Julia

heute verordneten – ist unter anderem, dass sie aufschwimmen, aber auch das Sättigungsgefühl aufheben und die Kranken zusätzlich zu ihrem Leid noch hungern müssen, wenn sie schlank bleiben wollen, und es bei aller Anstrengung trotzdem nicht schaffen.

Der Richter hatte zwar gesagt, dass eine Verlängerung von Julias Aufenthalt über die drei Monate hinaus möglich sei, aber der Stationsarzt meinte schon, dass man sie entlassen könne. Ich hatte furchtbare Angst, dass sie – bei Michael oder auch bei mir – in ihr altes Leben ohne Freuden und Pflichten zurückfallen würde, aber man sagte mir, ich solle mich entspannen, man würde sich um alles kümmern. Man hatte einen Termin mit der Tagesklinik in Mittelstadt arrangiert, die Julia evtl. nach ihrer Entlassung besuchen sollte, um etwas Struktur in ihr Leben zu bringen. Sie hätte dann morgens früh aufstehen und dorthin gehen müssen, ich hatte meine Zweifel, dass sie dies tun würde, trotzdem war ich dafür. Man brachte Julia hin, aber sie wurde abgelehnt, weil sie nicht motiviert sei. In Nebenstadt versicherte man mir, sie könne auch in einer Wohngemeinschaft leben und noch einen Beruf erlernen, man würde sich auch darum kümmern. Julia war aber an allem nicht interessiert, sie wollte zu Michael oder zu mir. Sie war zwar geistig wacher, aber sie hatte über längere Zeit keine Konzentration und keine realistischen Lebensvorstellungen. Man sagte ihr, bevor sie sich nicht ganz klar wäre, bei wem sie wohnen wolle, könne man sie nicht entlassen.

Julias Entlassungstermin rückte näher, sie hielt es überhaupt nicht mehr in der Klinik in Nebenstadt aus. Es war ein Familiengespräch geplant und sie sollte auch ihre Depotspritze bekommen. Sie wehrte sich innerlich noch immer dagegen und mir war bald klar, dass sie sie zu Hause verweigern würde.

Anfang Mai 1990 wurde Julia – ohne weitere Maßnahmen – zu mir nach Hause entlassen. Wir sollten noch weiterhin einmal monatlich zu Familiengesprächen kommen, die wir selbst bezahlen müssten. Natürlich würden wir das tun, wie alles, was in unserer bescheidenen Macht stand.

Eines Abends kam ich mit furchtbarer Unruhe nach Hause. Julia war nicht da. Ich rief bei Michael an – er sprach sehr leise und machte merkwürdige Ausflüchte. Ich fuhr hin. Julia lag im Bett, sie

hatte sich übergeben. Sie hatte eine Flasche Rotwein gekauft, eine halbe Flasche getrunken und Schmerztabletten geschluckt. Als ihr übel wurde, hatte sie Michael angerufen. Sie war nicht bereit, wohl auch nicht in der Lage, mitzukommen, traurig und beunruhigt fuhr ich alleine nach Hause. Es war mir nicht klar, ob es ein Unfall war oder mehr. Ich kann nicht mehr sagen, wie oft ich in diesen vielen Jahren abends oder nachts auf die Suche nach Julia gegangen bin, es war, als sei unsere Nabelschnur nie durchtrennt worden, und ich spürte, wenn sie mich brauchte.

Jedenfalls hatten wir noch Familiengespräche in der Klinik. Der nächste Termin war der 18. Mai und Julia klagte über Kopfschmerzen. Sie schrie: »*Ich kann und ich will nicht mehr!*«, worauf die Ärzte meinten: »*Dann können wir Sie nicht nach Hause gehen lassen!*« Sie blieb erneut, ziemlich widerspruchslos, in der Klinik. Wieder fuhr ich drei Monate abends nach der Arbeit müde bei Oma vorbei, holte sie ab und fuhr weiter, 80 km nach Nebenstadt auf der Autobahn hinter vielen Lastern, tauchte erneut ein in diese andere Welt der Verzweifelten, Einsamen, Hoffnungslosen.

Nach ihrer Entlassung Ende Juli 1990 zog Julia gleich zu Michael. Er hatte bei sich für sie ein Zimmer in ihrer damaligen Lieblingsfarbe (fliederfarben) angestrichen. Er schlief in seinem Wohnzimmer, es gab noch eine Küche und ein altes Bad. Julia war wieder voller Energie und wollte arbeiten. Ab Oktober bis Weihnachten arbeitete sie dann nachmittags aushilfsweise in einem Kaufhaus in Mittelstadt. Ihr junger Kollege half ihr etwas, wenn sie an der Kasse Schwierigkeiten hatte, manchmal holte Michael sie ab oder hatte etwas gekocht, wenn sie nach Hause kam. So hielt sie die drei Monate mit einer Unterbrechung von wenigen Tagen durch, dachte aber, es ginge jetzt immer so weiter und verweigerte ihr Medikament, dessen Wirkung zwar noch einige Zeit anhielt, aber nicht sehr lange. Sie lebte nach ihrem Aushilfsjob weiterhin bei Michael in den Tag hinein. Er fuhr immer einige Stunden Taxi und hörte auf, wenn er wieder ein paar Mark verdient hatte. Fuhr auch, beneidet von Julia, zur Uni und in seinen Biologie-Unterricht, nahm allerdings Julia zu ihrer Freude ein paar Mal mit.

Julia hatte so viel Sehnsucht nach Normalität, Sonne, Musik, Fröhlichkeit, und für alles dies stand für sie Italien, Vespa usw. Kurzentschlossen buchte ich in der Nachsaison vom 13. – 20. Sep-

tember 1990 noch eine Reise nach Diano Marina an der »Riviera dei Fiori«; wir fuhren im Liegewagen. Es waren zwar noch Temperaturen bis zu 28 Grad, aber sämtliche Diskotheken oder nur einfache Tanzlokale waren bereits geschlossen. Ein einziges Mal fuhren wir in ein anderes Städtchen in eine Diskothek, die noch geöffnet war. Dieser Abend war für mich qualitativ, denn es machten sich natürlich die üblichen Gigolos an Julia heran. In ihrer Freude, begehrt zu sein, und ihrer Naivität, jeden vertrauensvoll als guten Freund zu betrachten, gelang es ihr nicht gut, abzuwägen und auf Grenzen zu bestehen, sodass ich leider die Aufpasserin und sicher auch Spielverderberin war. Ich war sehr froh, wieder wohlbehalten mit ihr in unserer Pension anzukommen. Für mich war es keine besonders gute Erholung.

Wir unternahmen zahlreiche Ausflüge mit dem Bus, in der Pension saßen wir mit alten Leuten am Tisch, die über Julias Benehmen entzückt waren (in dieser Beziehung war sie wie früher) und sehr viele Fragen stellten. Ich glaube, wir sagten der Einfachheit halber, sie studiere noch, aber die Lüge tat weh. Man muss sich vorstellen, wie Julia sich bei diesen Lügen fühlt, sie, die nie gelogen hat und noch heute nicht lügen kann. Jede andere Krankheit kann man eingestehen. Man kann sagen: »*Ich habe keine Arbeit, ich bin schwer herzkrank, habe Leukämie ...*«, was weiß ich, aber sag einmal zu Leuten: »*Ich bin schizophren*« und stelle dir ihr Entsetzen vor und natürlich – wenn sie sich nicht gleich abwenden – die weiteren Fragen, die man ja (schon gar nicht im Urlaub, wo man allem einmal entfliehen will) nicht beantworten will.

Julia ging nun mit mehr Energie als früher zu der Wohnungsgesellschaft, von der auch Michael seine Wohnung gemietet hatte, sagte der zuständigen älteren Dame, dass sie bei ihm Untermiete zahle, und erhielt ziemlich schnell ein eigenes kleines Einzimmer-Apartment mit Küche, kleinem Flur und Bad mit Sitzbadewanne im vierten Stock – aber leider Ofenheizung!

21. August 1998

Im Anschluss an das Fest in der Klinik, in dem Julia eine Theaterrolle spielte, hatten einige Angehörige verabredet, sich wieder einmal in einem Gartenlokal zu treffen. Wir waren nur acht Leu-